

Mein Pfarrhaus

Autor(en): **Birnstiel, J.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 50

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 50 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gesetzt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Dezember 1921

So fern!

Von Rudolf Niggeler (1845—1898).

Mich fasst ein Träumen wunderbar, Wenn ich am Fenster steh'; Der helle Mond beleuchtet klar Auf Flur und Tann den Schnee! Horch, klingelnd fährt ein Schlittendort, Wie lausch' ich da so gern! Er fliegt heran — er brauset fort — Du bist so fern, so fern!	Nun fläubt der Nord den Schnee dahin Wohl über's weite Feld, Und schwarze, schwere Wolken ziehn Empor am Himmelszelt; Dort funkelt noch mit traurem Schein Ein golden schöner Stern! Doch ach, die Wolke hüllt ihn ein — Du bist so fern, so fern!	Die Wetterfahne leufzt und girrt Da drüben auf dem Thurm, Schneeflocken wirbeln wild verwirrt, Stets lauter heult der Sturm! Du zogst davon; ich starrt', erwacht, Dir nach als einem Stern — Nun wein' ich wohl die lange Nacht, Doch immer bleibst du fern!
--	---	--

Mein Pfarrhaus.

Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

In mehreren Gemeinden habe ich zwischen meinem vier- und zwanzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahre Einzug gehalten. Die große Freude, den Schlüssel für ein Haus, das ich gewissermaßen als mein eigen betrachten und gebrauchen durfte, in die Hand zu bekommen, ist mir also zu wiederholten Malen zuteil geworden. Nie aber war sie so über die Maßen groß, wie damals, als der Kirchenpräsident von Schöngrund mich nach meinem Pfarreinsatz unter seine Fittige nahm und mit mir durchs Dunkel der Novembernacht gegen ein zweigiebliges Appenzellerhaus mit vorgelagerter Steintreppe und langen Fensterreihen schritt. Wohl hatte ich schon in meinen Studentenjahren das stolze Selbstgefühl gekannt, das der Besitz eines eigenen Hauschlüssels dem verleiht, der ihn hat. Doch was war das, verglichen mit dem Hochgefühl, das mich erfüllte, als ich zum Schlüssel nun auch das Haus bekam.

Man stelle sich vor, ein Mutterhüblein, das bisher nur am Brunnen gespielt, komme zum erstenmal an einen Bach, und es höre die Stimme: „Tummle dich, leg dich ans Ufer oder plätschere im Wasser, schneide dir Ruten, fange dir Fischlein, wirf Steine über die Wellen, mache überhaupt, was du willst, denn siehe, alles ist dein!“ Was wird es tun? Starr sein vor Staunen? Aufspringen vor Freude oder Wurzelbaum schlagen vor Wonne? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß mir fast wie einem solchen Kinde

zumute war, als mein Mentor verschwand und ich im Hausflur den eigenen Schlüssel umdrehte, — im eigenen Haus. Im eigenen? Gott bewahre! Der Gemeinde gehörte es und gehört ihr heute noch. Doch was ging mich das an? Ich nannte es mein, und „mein“ Pfarrhaus nenne ich es heute noch, nach bald vierzig Jahren, obschon inzwischen der Amtsbrüder viele dort ein- und ausgezogen sind.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Ort erzählt habe, nämlich: daß in jener ersten Nacht meine Eltern, die meinen Einzug mitgefeiert, mit unterm gleichen Dache geschlafen haben — daß ich aus übertriebener Furcht vor der ersten Kanzelpflicht noch in die tiefe Nacht hinein studierte und ins Bett ging, ohne die Petrolampe auszulöschen — daß der Nachtwächter sich darüber schwere Gedanken machte, mit denen er im Dorfe nicht hinter dem Berge hielt usw. Von meinem Pfarrhaus will ich jetzt lieber etwas sagen. Nicht so, daß ich mit dem Leser nun vom Keller bis zum Estrich steige und ihm alle Gänge und Kammern öffne. Nur auf ein paar Linien im Gesicht des Hauses möchte ich ihn verweisen, hoffend, er werde dann selbst auf die Seele des Ganzen schließen.

Das Gesicht, mit dem mein kleines Pfarrhaus in die Welt schaute, war vornehmlich ein Appenzellergesicht — und zwar ein heimelig-fröhliches. Ein paar stattliche, nach dem Giebel hin sich verjüngende Reihen von Schiebefensterlein

mit höchst altmodischen, durch Lederriemen bewegbaren Aufzugläden, dazu ein wahrhafter, weißbestrichener Schindelschirm — das zeugte von unverfälschter Appenzellerart.

Ein wenig Amtsmiene hatte das Gesicht meines Häuschens auch, denn hinter der untersten Fensterröhre, links neben der Haustüre, wurde die kirchliche Unterweisung für große Buben und Mädchen erteilt, und dort wartete allmonatlich, mindestens einmal die Göttin, die mit verbundenen Augen das Schwert führt und die Wage hält, ihres Amtes, das heißt, es tagte dort das „Gmendsgericht“. Die Kläger und Angeklagten standen dabei jeweils im Ausgang herum, und der Gerichtsweibel, der nebenbei auch Mehmer, Hafschierer, Omnesläger und Sticker war, ging mit der Binde am Arm und der silberglänzenden Wappentafel auf der Brust schweren Trittes auf und ab.

Damit nun aber das Pfarrhaus nicht allzu sehr den Anstrich kleinbürgerlichen Wesens an sich trage, sorgte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein begüterter Pfarrer dafür, daß es irgendwo noch eine aristokratische Linie ins Angesicht bekomme. Aus eigenen Mitteln gab er dem Anbau unter dem andern Hausgiebel größere Zimmer und in den ersten Stock baute er sogar einen stattlichen Saal, der bei Tauffchmaus, Hochzeitsfest oder Pastorenwitten herrliche Dienste tun mochte, im übrigen aber doch in einem seltsamen Gegensatz zum Quartalzapflein derjenigen Pfarrer stand, die von ihrem reichen Ahnherrn wohl das Amt, doch nicht den Geldsack übernommen hatten. Diesen Minderkapitalkräftigen mag das halbdunkle Geläß, das direkt unter dem herrschaftlichen Saal gelegen war, wohl heimlicher gewesen sein. Dort lag nämlich, mit Front gegen Landstraße und Kirche, hinter einem breiten Tor, der Holzschopf, darinnen die Pfarrherren, wenn sie oben die Feder ausgepöht und die Haare aus der heißen Stirn gestrichen hatten, ihr Leibesträftchen am Sägbock und Scheitertrog erproben konnten. Mag auch, der eine oder andere sich um diese Leibesübung herumgedrückt haben, unter Berufung auf Johannes 6, 13: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze,“ — ich gehörte nicht zu diesen und habe dem Holzschopf so intensive Beachtung geschenkt, daß ich davon in einem späteren Kapitel besonders reden muß.

Weil ich denn aber von einer Seele des Hauses sprach und die Spuren derselben im Bisherigen mehr im äußeren Gesicht des Gebäudes zeigte, so verbeuge ich mich nun vor dem Leser und ersuche ihn, mir rasch in zwei Gemächer zu folgen, deren eines sozusagen das Herz und das andere, um seiner Bestimmung willen, der Kopf des Hauses war.

Das erstgenannte Gemach war die Wohnstube. Bitte einzutreten! Hochgewachsenen Leuten sei freilich der Ruf, der bei der Einfahrt in die blaue Grotte von Capri den Besuchern ins Ohr geschrien wird, recht ernstlich zu Gemüte geführt: „Abasso!“ — „Duß dich!“ — denn schon mehr als einer hat hier ganz unliebsam den über der Krawatte liegenden Teil seines körperlichen Ichs derb angeschlagen. Jener hochragende Zürcher Kaufherr, der neben dem Dorf eine Fabrik besaß und nur einen Teil des Jahres im Bergdorf verlebte, wußte, warum er vor dem jeweiligen Eintritt in unsere Stube sich bückte, als gälte es einen Kotau vor dem Kaiser von China zu machen. Fast im Staube kriechend schlich er, mit dem Hut in der Hand, einher und vergaß

ganz des schönen Wortes aus dem Prediger Salomos: „Ich habe gefunden, daß Gott die Wenigen aufrichtig gemacht hat, aber sie jagen viele Künste.“

In der Tat, es war zwischen den mit weißem Sand bestreuten Brennern des Fußbodens und der Zimmerdecke ein so niedriger Raum, daß sogar ich kurzgeratenes Wenigen mit emporgetretener Hand reagt die Decke über meinem Haupt berühren konnte. So naß waren sich in meiner Pfarrstube der Himmel und die Erde, und darum war es, zumal für Leute kleinen Kalbers, die nicht anstiegen, so hemmlich und warm darin. Von den Bergen her warf die Morgenröte ihre Strahlen durch die Reize der kleinen Fensterlein und unten lang der Dorfbrunnen zu allen Tagen und Nachtzeiten sein einziges Lied im Plaudern.

Zwischen dem runden Tisch aber und dem Kachelofen, zwischen einem neuen Kanapee und dem alten Klavier, gingen, wenn abendlicher Weise die Lampe brodelte, jaß horbar allerlei gute Geister in der alten Stube um, Geister von Menschen, die hier Freude und Leid erlebten, dann eines Tages den Erdenstaub von den Füßen geschüttelt hatten und ausgezogen waren mit dem Versprechen, trotz ihres Abschiedes einen warmen Hauch aus der Glut ihres Herzens zurückzulassen — und Geister lieber Menschen, die zwar draußen in der Ferne lebten, aber doch zu mancher guten Stunde Gedanken der Liebe über die Berge sandten. Diese Stube war das Herz meines Heims, schon damals, als ich mit meiner getreuen, guten Schwester drinnen wohnte, und sie wurde es erst recht, als nach weniger als einem Jahr das alte Haus eine liebliche, junge Hausfrau erhielt, die mit tausend Zauberkünsten den alten Holzbau samt allem, was unter den zwei Giebeln war, in eine funkelneue Heimat wandelte. Daß die guten Geister, die am liebsten in vornehmer Stille den Frieden des Hauses hüten, dann später für einzelne Stunden auf Urlaub gingen, wenn kleine Kinder mit unbändigem Geschrei oder sporadisch auftauchende Studienfreunde mit ebenso unbändigem Lachen die feierliche Ruhe der Stube störten, das sei nur nebenhin erwähnt. Viel Geschrei und Lachen, viel Flüstern und Plaudern, viel Jubeln und Seufzen, hatte hier seit Menschengebunden seine Statt, kam und ging von Seele zu Seele und wehte die alte Stube, das Herz des Hauses.

Und welcher Raum verdiente es, des Hauses Kopf oder die Werkstatt der Intelligenz genannt zu werden? Mit Erröten gestehe ich, daß mein Studierzimmer den Anspruch auf diesen Namen machte. Mit Recht? Ich schweige! Jeden Sonntag brachte die Sonne es an den Tag. Ich habe aber nie gehört, daß sie über den Nachwerken meines schöpferisch arbeitenden Kopfes wiederholt hätte, was sie nach vollendeter Welterschöpfung den lieben Herrgott sagen hörte, nachdem er angesehen alles, was er gemacht: „Und siehe, alles war sehr gut!“

In dieser Studierstube sah es anfänglich noch fast ein bißchen unwirklich aus. Ein paar Bücher auf einem Gestell, ein Archivkasten aus Urgroßvaters Zeit, gefüllt mit staubigen Akten, Bilder und abgegriffene Studentenmützen an der Wand und endlich nebst einigen Stühlen ein altmodisches, frischpoliertes Pult, über dem früher der Kopf und die Hände eines kleinen Toggenburger Tuchfabrikanten ihr schweres Tagewert getan. Mir war dieses Möbel viel, denn

tief unter seinem auf- und zuklappbaren, eine schief abfallende Ebene bildenden Deckel lag eine Reihe verborgener Schubladen, die leer waren bis auf zwei. Die eine barg nach dem ersten Vierteljahre meines Amtes mein Salarium in Form von runden, klingenden Fünflibern, die mit so rätselhaften Kräften auf mich wirkten, daß ich sie dann und wann herausnehmen und betrachten mußte. Eine höchst ungeistliche Übung, die mir aber kaum gefährlich werden konnte, denn der Mammon, den ich in solcher Menge zuvor nie beissen, schmolz mir unter der Hand, und die hundert, meist mit Napoleonsköpfen verzierten Taler glichen der Heldegarde in der Schlacht, die heute noch eine Schar, einmal ein Häuflein, dann eine Gilde, hernach ein Duzend und zuletzt ein brüderliches Veteranenparade, das dem Tode trotzt, bis neue Truppen aufmarschieren.

In der andern Schublade lag ein Bildchen, und darauf ein Zweiglein vertrockneter Rosen. Bei diesem Geheimfach sprach ich in den ersten Monaten nach dem Einzug ins Amt noch viel fleißiger vor als an der Geldschublade, doch nur, wenn niemand um die Wege war, wenn ich gute Stimmung suchte oder ein Heimweh hatte, von dem ich keinem Menschen etwas sagen mochte. Die kleine Lade hatte noch das Gute, daß ihre Wundergewalt ungebrochen blieb, auch wenn die neben ihr liegende Geldtruhe mit dem Abnehmen ihres Inhaltes einen großen Teil ihrer Zauberkraft verlor. Ob ich mir damals beim Anschauen der beiden Geheimfächer auch sagte, daß das mit den Rosen hoch über dem mit den Talern stehe, weil das erstere von der Liebe rede und darum eine Wohnung unvergänglichen Gutes sei, während aus dem Geldkästchen ein Geruch des Todes komme — das weiß ich nicht mehr. Ich mag ja ähnlich lautende Wahrheiten in der Bibel gefunden und predigend weiter geboten haben. Daß aber auch die Schubladen eines alten Kultes zu Predigern ewiger Wahrheit werden können, das hatte ich wohl nicht eingesehen, vielleicht gerade darum nicht, weil die Wahrheit meinen Augen gar so greifbar nahe lag.

Die Kammer, in der mein geheimnisvolles Schreibpult stand, hat übrigens die Ehre, des Hauses Kopf zu sein, auf die Dauer nicht für sich behalten. Unter ihren Fenstern lag der Dorfbrunnen, und der war das Stellbildein spielender Kinder, wasserholender Mädchen und waschender Frauen, die sich vom unablässig plaudernden Wasserstrahl der Brunnenröhre nicht wollten beschämen lassen. So schwach-

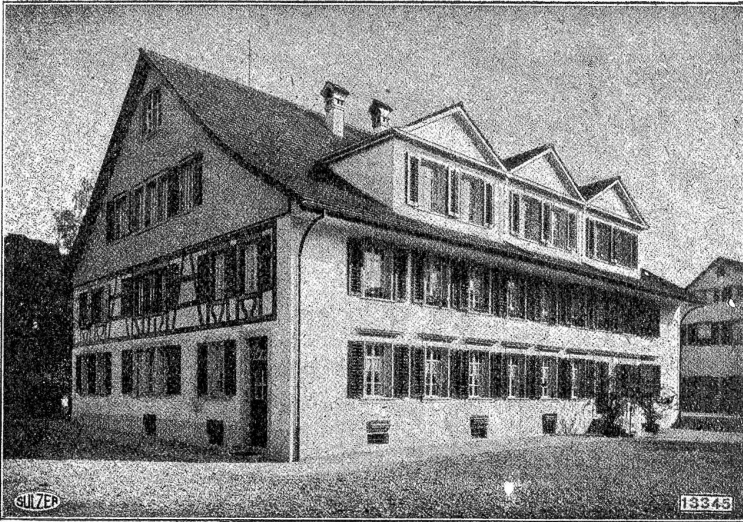


T. Senn. — Selbstbildnis.

(Abbildung aus „O mein Heimatland“ 1922, Herausgeber Dr. Gustav Grunau.)

ten sie halt. Und schlug bei etwaiger Uebelhörigkeit einzelner Disputantinnen das Schwagen nicht an, so ward geschrien. Ich rang mit dem Himmel um große Gedanken, die Weiber aber zogen meinen Geist, wenn er einmal in höheren Regionen zu schweben meinte, an den Zipseln seines Gewandes wieder herab zu Quark und Klatsch des dörflichen Tages.

Ich hatte, wie man so zu sagen pflegt, in jener Zeit noch keine Nerven. Aber Ohren hatte ich, die alles hörten, und darum kapitulierte ich eines schönen Tages, klappte mein Tintenfaß zu und entschloß mich, nicht nur für einmal, sondern für immer mit Kult und Büchern, Bildern, Pfeifen, Mäßen und andern Andenken an vergangene schöne Zeiten, auszuziehen und meine Werkstatt, die vielleicht mehr als ein Jahrhundert lang das geistige Zentrum des Hauses gewesen war, in ein Kämmerlein unter dem Dach an des Hauses waldbestillter Hinterseite zu verlegen. Ein Trepplein, das ich lächelnd die Hühnerstiege nannte, führte hinauf zu meiner Klausur. Einst fand mich dort mit Staunen mein allzeit witziger Amtskollege von Peterzell. Als er mich



Lehlingsheim Oberwinterthur, Straßenseite.

verließ, erklärte er mir mit leichtverstellter Wehmut, mich zum letztenmal hier oben gesehen zu haben, weil er nicht zum todesmutigen Steigerkorps der Feuerwehr gehöre.

Ich blieb, wo ich war. Die endlich gefundene Ruhe war mir mehr als Morgensonne und Straße, Dorfbrunnen, Garten und alle Herrlichkeiten, die ich durchs Fenster meines verlassenem Paradieses gesehen hatte. Vom einzigen Fenster aus sah ich übrigens den Hemberg mit seinen zwei Kirchen, und hinter ihm die Hörnlifette, an deren Fuß ich meine Heimat und — solange ich unverheiratet war — die Spenderin kommenden höchsten Glückes wußte.

Weil ich aber doch im Grunde das Zeug zu einem wahrhaftigen Einsiedlertum nicht hatte und nebenbei einer trefflichen Meinung meines vorhin erwähnten Kollegen huldigte: „Wozu vieles Studieren verkrümme den schönsten Rücken, so besann ich mich, zumal nach der Gründung meines Hausstandes, darauf, daß es dem Menschen nicht gut sei, zu oft und zu lange allein zu sein. Und so stieg ich denn fleißig vom Scheitel des Hauses hinab in die Herzkammer, die trauliche Stube. Dort endete stets das Spintisieren, und ein gemütliches Spinnen ohne Spinnrocken hub dafür an zwischen Mund und Mund, zwischen Herz und Herz, ein Spinnen von zarten Erinnerungsfäden aus der Kunkel vergangener Erlebnisse und ein Herausziehen goldener Zukunftsfäden aus dem Berg der Hoffnung und der Liebe.

Wohl dir, du Haus, dem zwischen Estrich und Keller, Küche, Werkstatt und Kammern die Stube nicht fehlt, das fried- und freudeschaffende Zentrum, wo der Mittag und Abend, vor allem aber der Sonntag wieder einigt, was Tagewerk und Werktag getrennt, wo die Zungen reden, die Schwiegen, die Geister erwachen, die schliefen und die Heimatlieder ertönen, die nicht aufgekommen sind gegen den Weltlärm des Tages.

Fünf Pfarrhäuser habe ich samt den Meinen im Lauf von drei Jahrzehnten bewohnt. Das erste steht meinem Herzen am nächsten. Die andern waren größer und schöner. Das Pfarrhaus unterm Hamm war die Hüterin meiner jungen Liebe, die Lehrwerkstatt für meine noch ungezügelte Kraft, das Geburtshaus meiner Kinder, die Hochwacht, von der ich später in die heiße Niederung stieg, um ihres Berg-

segens nie anders als mit Wehmut zu gedenken. Das alles wob in der Erinnerung ums erste Pfarrhaus einen Glorienschein, und am meisten hat dazu vielleicht die heimatische Stube getan, das Herz des Hauses, darinnen Fußboden und Decke so nah beisammen waren, daß man das Gefühl hatte, hier könnten auch Erde und Himmel nicht allzuweit auseinander sein.

Lehlingsfürsorge.

Fürsorge — das ist die soziale Parole der Nachkriegszeit. Sie kennzeichnet die Fehler der Vergangenheit, die Not der Gegenwart, die Gefahr der Zukunft. Vorsorgen und Verhüten ist ihr Sinn. Sie bedeutet Licht und Luft dem Aufstrebenden, Hilfe dem Willigen, Wegweisung dem Unsichern, sie dient dem Geistigen und Gesunden in unserer Gesellschaft im Kampf gegen das Faule und Fälsche. Nicht Verweichlichung, Ueberragung der persönlichen Pflichten auf die Allgemeinheit darf sie sein, sondern ihr einfachster Zweck ist die gemeinsame Bekämpfung des Unartigen, Untauglichen, Unvollkommenen durch die gemeinsame Pflege der nach den höchsten Zielen gerichteten individuellen und sozialen Kräfte. Diese Art Fürsorge ist gefühls- wie verstandesmäßig gleichermaßen gerechtfertigt und ermöglicht jedem die Mitarbeit. Die Bestrebungen „Pro Juventute“ wirken in diesem Sinne.

Den Schulentlassenen soll die diesjährige Sammlung zugute kommen. Die Lehr- und Reifejahre der Jugend sind für die Fürsorge die schwerste, umfangreichste, — die dankbarste Aufgabe. In dieser Zeit bricht das in den letzten Schuljahren oft einschlämmernde Gefühlsleben wieder aus dem Innersten auf, alle Zugänge in die Seele sind geöffnet.



Lehlingsheim Oberwinterthur, „Schulputete“.

das mächtige Weltleben greift mit tausend Händen nach den jungen Menschen. Im Strudel den Weg zu finden, der schön, eigen, das persönliche Wesen fördernd und im